

## Die Nixe im Teich.

Es war einmal ein Müller, der führte mit seiner Frau ein vergnügtes Leben. Sie hatten Geld und Gut, und ihr Wohlstand nahm von Jahr zu Jahr noch zu. Aber Unglück kommt über Nacht: wie ihr Reichthum gewachsen war, so schwand er von Jahr zu Jahr wieder hin, und zuletzt konnte der Müller kaum noch die Mühle sein Eigenthum nennen. Er konnte nicht mehr schlafen und wälzte sich nachts voll Sorgen in seinem Bett.

Eines Morgens stand er schon vor Tagesanbruch auf, gieng hinaus ins Freie. Der erste Sonnenstrahl brach hervor und er schritt über den Mühldamm. Da hörte er etwas in dem Weiher rauschen. Er wendete sich um und erblickte ein schönes Weib, das sich langsam aus dem Wasser erhob. Die langen Haare flossen ihr über die Schultern an beiden Seiten herab und bedeckten ihren weißen Leib. Er sah wohl daß es die Nixe des Teichs war und fürchtete sich. Aber die Nixe nannte ihn mit beim Namen und fragte sanft warum er so traurig wäre. Der Müller fasste sich ein Herz und erzählte ihr, was ihn bedrückte. Und sie antwortete:

„Sei ruhig, ich mach dich reicher und glücklicher als du je gewesen bist, aber du versprich mir zu geben, was eben in deinem Hause jung geworden ist.“

„Was kann das anders sein, als ein junger Hund oder ein junges Kätzchen?“ dachte der Müller und sagte ihr zu, was sie verlangte. Die Nixe stieg wieder in das Wasser hinab, und er eilte getröstet nach seiner Mühle.

Bei seiner Ankunft trat die Magd aus der Hausthüre und rief: „Freut euch, eure Frau hat einen kleinen Knaben geboren.“ Der Müller stand wie vom Blitz gerührt, denn er begriff sofort, daß ihn die tückische Nixe betrogen hatte. Mit gesenktem Haupt trat er zu dem Bett seiner Frau, die ihn fragte: „Warum freust du dich nicht über den schönen Knaben?“

„Was helfen mir Glück und Reichthum, wenn ich mein Kind verlieren soll?“ und der Müller erzählte, was geschehen war. Doch niemand wusste Rat, auch die Verwandten nicht, die herbeigekommen waren, Glück zu wünschen.

Indessen kehrte das Glück in das Haus des Müllers wieder ein. Was er unternahm gelang, Kisten und Kasten füllten sich von selbst und das Geld im Schrank schien sich über Nacht zu mehren. Es dauerte nicht lange, so war sein Reichthum größer als je zuvor.

Aber er konnte sich nicht ungestört darüber freuen. So oft er an dem Teich vorbei kam, fürchtete er, die Nixe möchte auftauchen und ihn an sein Versprechen erinnern. Den Knaben

selbst ließ er nicht in die Nähe des Wassers: „Hüte dich, wenn du das Wasser berührst, so kommt eine Hand heraus, packt dich und zieht dich hinab.“ Doch Jahr auf Jahr verging, und die Nixe zeigte sich nicht wieder. So fing der Müller an sich zu beruhigen.

Der Knabe wuchs zum Jüngling heran und kam bei einem Jäger in die Lehre. Als er ausgelernt hatte und ein tüchtiger Jäger geworden war, nahm ihn der Herr des Dorfes in seine Dienste. In dem Dorf lebte ein schönes und treues Mädchen, das gefiel dem Jäger, und als sein Herr das bemerkte, schenkte er ihm ein kleines Haus; die beiden hielten Hochzeit, zogen dort ein, lebten ruhig und glücklich und liebten sich von Herzen.

Einmal verfolgte der Jäger ein Reh durch den Wald und aufs offene Feld, wo es endlich mit einem Schuß niederstreckte. Dabei war er in die Nähe des gefährlichen Weihers geraten ohne es zu merken. Nachdem er das Thier ausgeweidet hatte, ging er zum Wasser, um seine mit Blut befleckten Hände zu waschen. Kaum aber hatte er sie hinein getaucht, stieg die Nixe empor, (*Lachen*) umschlang ihn mit ihren nassen Armen und zog ihn so schnell hinab, daß die Wellen über ihm zusammenschlugen.

Es wurde Abend und der Jäger kam nicht nach Haus. Seine Frau geriet in Angst. Ihr Mann hatte ihr schon oft von der gefährlichen Nixe erzählt. Sie eilte zum Wasser und fand dort am Ufer seine Jägertasche. Sie rang die Hände, rief ihren Liebsten mit Namen, sie schalt die Nixe mit harten Worten, aber vergeblich. Der Spiegel des Wassers blieb ruhig, nur das halbe Gesicht des Mondes blickte unbeweglich zu ihr herauf.

Ohne Rast und Ruhe, umkreißte sie den Teich mit heftigem Schrei, mit leisem Wimmern oder ganz still bis ihre Kräfte zu Ende waren: Da sank sie zur Erde nieder und verfiel in einen tiefen Schlaf. Im Traum stieg sie zwischen großen Felsblöcken angstvoll aufwärts; Dornen und Ranken hakten sich an ihre Füße, der Regen schlug ihr ins Gesicht und der Wind zauste ihr langes Haar. Als sie oben ankam, war der Himmel blau und die Luft so mild. Vor ihr lag eine grüne Wiese mit farbigen Blumen, auf der eine gepflegte Hütte stand. Sie gieng darauf zu, machte die Thüre auf und da saß eine alte Frau mit weißen Haaren, die ihr freundlich winkte.

In dem Augenblick erwachte die arme Frau, es war bereits Tag und sie beschloss, dem Traum zu folgen. Sie stieg mühsam den Berg hinauf, und es war alles so, wie sie es in der Nacht gesehen hatte. Die Alte empfing sie freundlich und die Frau erzählte ihr unter Thränen, was ihr begegnet war. Da sprach die Alte: „Tröste dich, ich will dir helfen: da hast du einen goldenen Kamm. Harre bis der Vollmond aufgestiegen ist, dann geh zu dem Weiher und strähle dein langes schwarzes Haar mit diesem Kamm. Wenn du aber fertig bist, so lege ihn am Ufer nieder, und du wirst sehen was geschieht.“

Die Zeit bis zum Vollmond verstrich ihr langsam. Endlich erschien die leuchtende Scheibe am Himmel, da gieng sie zum Weiher und kämmte ihre Haare und legte den Kamm am Rand des Wassers nieder. Auf einmal brauste es aus der Tiefe, eine Welle rollte ans Ufer und führte den Kamm mit sich fort. Der Kamm sank auf den Grund, der Wasserspiegel theilte sich und der Kopf des Jägers stieg in die Höhe. Er sprach nicht, schaute aber seine Frau mit traurig an. Eine zweite Welle rauschte heran und bedeckte das Haupt des Mannes.

Alles war verschwunden, der Weiher lag so ruhig wie zuvor und nur das Gesicht des Mondes glänzte darauf. Trostlos kehrte die Frau zurück doch wieder träumte sie von der alten Frau und sie gieng am nächsten Morgen zu ihr. Diesmal gab sie ihr eine goldene Flöte, und sprach: „Harre bis der Vollmond wieder kommt, dann setze dich mit der Flöte ans Ufer und blas ein schönes Lied darauf.“

Nachdem sie gespielt hatte, legte die Flöte auf den Sand und wartete. Eine brausende Welle aus der Tiefe führte die Flöte mit sich fort, das Wasser teilte sich und der Mann stieg bis zur Hälfte des Leibes hervor. Er breitete voll Verlangen seine Arme nach ihr aus, aber eine zweite Welle bedeckte ihn und zog ihn wieder hinab.

„Ach, was hilft es mir, daß ich meinen Liebsten nur erblicke, um ihn wieder zu verlieren,“ sagte sie voller Gram. Als sie nach einem Traum wieder die alte Frau aufsuchte, gab sie ihr ein goldenes Spinnrad und sprach: „Es ist noch nicht alles vollbracht. Harre bis der Vollmond kommt, dann setze dich mit dem Spinnrad an das Ufer und spinn den Flachs bis die Spuhle voll ist. Wenn du fertig bist, so stelle das Spinnrad nahe an das Wasser und du wirst sehen was geschieht.“

Das mächtig rauschende Wasser führte das goldene Spinnrad fort und mit einem Wasserstrahl stieg der ganze Mann in die Höhe. Er sprang ans Ufer, faßte seine Frau an der Hand und entfloh. Da erhob sich der ganze Weiher mit entsetzlichem Brausen und strömte mit reißender Gewalt in das weite Feld hinein.

Sie hatten ihren Tod vor Augen gesehen, als die Frau in ihrer Angst die alte Frau um Hilfe gerufen hatte. In dem Augenblick waren sie verwandelt, sie in eine Kröte, er in einen Frosch. Die Flut hatte sie nicht tödten können, aber sie hatte sie beide von einander gerissen und weit weg geführt.

Als das Wasser sich verlaufen hatte und beide wieder den trocknen Boden berührten, so kam ihre menschliche Gestalt zurück. Aber keiner wußte wo das andere geblieben war; sie befanden sich unter fremden Menschen, die ihre Heimat nicht kannten. Hohe Berge und tiefe Thäler

lagen zwischen ihnen. Sie hüteten Schafe für ihren Lebensunterhalt und trieben ihre Herden jahrelang durch Feld und Wald. Dabei waren sie voll Trauer und Sehnsucht.

Als wieder einmal der Frühling aus der Erde hervorbrach, wollte es der Zufall, dass sie beide an einem Tag mit ihren Herden entgegen zogen. Vom Bergesabhang kamen sie in einem Thal zusammen und trieben ihre Herden nebeneinander her. Sie erkannten sich nicht, sie sprachen nicht viel, aber sie fühlten sich nicht mehr so einsam.

Eines Abends, als der Vollmond am Himmel schien und die Schafe schon ruhten, holte der Schäfer die Flöte aus seiner Tasche und blies ein Lied. Als er fertig war, schaute er die Schäferin an. „Warum weinst du?“ „Ach, so schien auch der Vollmond als ich zum letztenmal dieses Lied auf der Flöte blies und das Haupt meines Liebsten aus dem Wasser hervorkam.“ Er sah sie an und es war ihm als fiele eine Decke von den Augen, er erkannte seine liebste Frau: und als sie ihn anschaute und der Mond auf sein Gesicht schien, erkannte sie ihn auch. Sie umarmten und küßten sich, und ob sie glücklich waren braucht keiner zu fragen.